

Von der Scheu, ein Ding ins Bild zu stellen

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Christoph Solstreif-Pirker

„Glaubensbilder“ hat Christoph Solstreif-Pirker seine neue Werkserie für die QL-Galerie überschrieben. Er versteht sie als künstlerische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Glauben. Alois Kölbl hat mit ihm über seine künstlerischen Intentionen, den Entstehungsprozess seiner Werke und Vorbilder und Bezugspunkte gesprochen.

Alois Kölbl: Ich war gerade mit einer Studierendengruppe in Tallinn, wo in den siebziger Jahren zentrale Szenen des berühmten Filmes „Stalker“ von Andrei Tarkowski gedreht wurden. In der Beschreibung deiner neuen Werkserie „Glaubensbilder“ zitierst du einen Satz aus einem Dialog dieses Films: „An nichts mehr glauben sie, und ihr Glaubensorgan ist verkümmert.“ Welche Bedeutung hat das Werk von Andrei Tarkowski für dich als Künstler?

Christoph Solstreif-Pirker: Die Filme von Tarkowski sind sehr wichtig für mich als Künstler. Gerade in „Stalker“ spielt ja – wie auch in meinen Bildern – die Landschaft eine zentrale Rolle. Landschaft ist bei ihm mehr als das, was man sehen kann. Es gibt da etwas Tieferes, Unbestimmteres. Das ist sicher eine Parallele zu meinem Verständnis von Raum und der Morphologie von Umwelt insgesamt. Jenseits des Visuellen beginnt das, was vielleicht nur mehr gespürt werden kann. Wie lässt sich das, was unter der Oberfläche liegt, erfahrbar machen? Diese Frage beschäftigt mich schon sehr lange. In Tarkowskis Film „Stalker“ sehe ich die Landschaft als Protagonistin, die auch aktiv die Handlung zu beeinflussen scheint. Meine Bilder widmen sich genau dieser landschaftlichen Handlungskraft, also dem, wie Landschaft „agiert“ und weniger, wie sie „ist“ oder „aussieht“. Welche Dynamiken gibt es da, welche Rhythmen, welche Geschwindigkeiten? Es ist notwendig, zu hören, zu spüren, und nicht nur zu sehen. Diesbezüglich habe ich sicher viel von den Filmen Tarkowskis gelernt. Für mich ist es ein schönes Moment, wie der Glaube in diese filmische Ästhetik hineinverwoben wurde. In der neuen Werkserie – alle Bilder sind neu für diese Ausstellung entstanden – geht es um das Phänomen des Glaubens und natürlich damit auch um den Versuch der Sichtbarmachung von etwas Immateriellem. Es geht um Vertrauen, Fragilität, um die Frage, wie man es erfahrbar machen kann, jemandem emotional Halt zu geben. Wie sieht eine Topographie des Vertrauens aus? Wie kann man das durch ein Bild verstehen? Sowohl im Entstehungsprozess für mich als Künstler, wie auch auf der Rezipient:innenseite.

Tarkowski hat sich bezüglich der Deutung seiner Filme immer sehr bedeckt gehalten. Von seinen Filmbildern sagt er, dass sie nichts symbolisieren sollen, sondern nur Emotionen oder Stimmungen wachrufen. Wie ist das bei deinen Bildern?

Das sehe ich im Blick auf meine Bilder sehr ähnlich. Sie wollen sich bewusst von einer eindeutigen Lesbarkeit wegbewegen und Vieldeutigkeit eröffnen. Das sehe ich auch so in der Beschäftigung mit dem Phänomen Glauben. Auch das eigene Glaubenserleben ist ja immer mannigfaltig. Ich finde mich da sehr stark wieder in dem, wie Max Picard in seinem in den

dreißiger Jahren erschienenen Buch *Die Flucht vor Gott* als „Bilder des Glaubens“ beschreibt. Er spricht da von der „Scheu, mit der ein Ding ins Bild gestellt wurde“, weil es letztlich nur Gott zukommt zu bilden. Deswegen kommt auch bereits in mittelalterlichen Bildern der freien Fläche eine große Bedeutung zu. Es geht darum, ein Bild nicht allzu sehr zu füllen, um noch Raum zu haben, damit noch etwas dazukommen könnte. Für Picard schafft die Kunst einen selbständigen Raum zwischen den Dingen des Himmels und den Dingen der Erde, wo sich das Himmlische und das Irdische berühren, ohne dass sich diese Dinge berühren würden. Das würde ich mir auch für meine Bilder wünschen, dass sie berührende Freiräume belassen beziehungsweise erzeugen, die zum Ausgangspunkt für etwas Neues werden. Jegliche Symbolisierung in den Bildern würde das erschweren. Das ist auch während des Arbeitsprozesses sehr spannend, weil es manchmal darum geht, wieder etwas wegzunehmen im Bild um diesen Freiraum zu schaffen, weil es bereits zu viel an Determiniertheit gibt. Tarkowski macht das mit Atmosphären, die seine Filmbilder erzeugen. So entstehen bei ihm durchaus ambivalente Bilder: Er schafft es zum Beispiel, auch in durchaus beklemmenden Bildern durch die Weite, die er darin belässt, eine Hoffungsdimension spürbar zu machen.

Wieviel Konkretion legst du selber in deine Bilder? Gehst du zum Beispiel manchmal auch von konkreten Landschaften aus?

Vielleicht hilft es, meine Herangehensweise zu verstehen, wenn man weiß, dass bei mir nie nur ein Bild allein entsteht, sondern meistens mehrere gleichzeitig. Auch die Bilder in der Ausstellung in der QL-Galerie sind von Anfang an als Serie angelegt. Die Bilder treten somit in Dialog zueinander – sowohl im Schaffensprozess als auch in der Ausstellung. In den einzelnen Bildern finden sich meistens Flächen, die einander nicht berühren, sondern Räume entstehen lassen, oft stoßen sie fast aneinander, aber eben nicht ganz. Auch in den Flächen finden sich Spuren und auch Zeichen und Schriftfragmente, also durchaus sehr Konkretes. Es zeigen sich da zum Beispiel Versatzstücke von Schriftzeichen, die ich selber nicht deuten kann, erst kennenlernen muss. Arbeitsprozess wie Komposition bestehen also aus Elementen des Innehaltens, aus Momenten der Begegnung, der Entdeckung. Am Beginn steht meistens eine Farbe. Das ist eine erste Spur, wo das Bild sich hin entwickeln soll. Die Bilder entstehen auch in Etappen, die Farben müssen trocknen und verändern sich im Trocknungsprozess. Ich lasse mich also ein Stück weit auch leiten, von dem, was da auf dem Papier entsteht, dabei überrascht mich manchmal auch etwas, das sich im Bild ereignet. Hier sehe ich auch die Nähe zum Phänomen des Glaubens, das auch damit zu tun hat, dass man sich berühren lässt, Spuren folgt oder überrascht wird. Ich versuche jedenfalls wenig Intentionales hineinzulegen. Es geht mir vielmehr darum, wie ich selbst auf das im Bild Entstehende reagiere: künstlerisches Arbeiten ist für mich immer auch dialogisches Arbeiten.

Du nennst deine Werkserie „Glaubensbilder“. Geht es dir dabei um konkreten religiösen Glauben, oder um eine allgemein spirituelle Erfahrung?

Für mich ist es der erstmalige Versuch, das eigene Glaubensleben mit meinem künstlerischen Schaffen zu verbinden. Ich wollte der Frage nachgehen, wie sehr ich meinen Glauben, der mich begleitet und aus dem ich lebe, durch einen künstlerischen Prozess auch neu

kennenlernen kann. Ich habe meine Werke nie als einen End-, sondern immer als einen Ausgangspunkt gesehen, der etwas eröffnen will. Das beschäftigt mich schon länger. Als ich im letzten Sommer dann den Text von Max Picard gelesen habe, habe ich mich da sehr wiedergefunden und auch eine gewisse Bestätigung meines Nachdenkens gesehen. Daraus entstand dann die Idee, mich konkreter künstlerisch damit auseinanderzusetzen und zu erforschen, was „Glaubensbilder“ sein können.

Welcher Rolle spielt der Raum der QL-Galerie für dich? Er ist kein neutraler White Cube, sondern verbindet einen hohen Lichthof mit drei hohen Bögen mit einem ehemaligen Raum für einen Treppenaufgang.

Der Raum ist zum einen sehr offen, zum anderen hat er auch etwas Bergendes. Dass es hier beides gleichzeitig gibt, finde ich sehr schön. Darin sehe ich auch eine Nähe zu meinen Bildern, in denen es sehr Unbestimmtes aber auch sehr Konkretes gibt. Das ereignet sich nebeneinander auf derselben Bildfläche. Es gibt Arbeiten, bei denen man das Gefühl hat, von einem Ballon hoch oben auf etwas herunterzuschauen, und gleichzeitig vermittelt sich der Eindruck, mitten drinnen zu stehen. Dass es diesbezüglich auch Entsprechungen zum Ausstellungsraum gibt, finde ich sehr spannend.

In der Ausstellung in der QL-Galerie zeigst du technisch sehr klassische Arbeiten auf Papier. In anderen Projekten arbeitest du performativ und setzt dich auch als ausgebildeter Architekt vor allem mit der Welt, in der wir leben und vor allem auch mit der Problematik der Zerstörung unseres Lebensraumes im Anthropozän auseinander. Kann Kunst etwas zur Eindämmung des „globalen Burnouts“, wie du das einmal genannt hast, beitragen?

Da fällt mir zuerst wieder Tarkowski ein, ich denke an die Poesie, die ich empfinde, die bei der Begegnung mit zerstörten Landschaften entstehen kann. Das ist so etwas wie eine Hoffnungsspur, und darum könnte es gehen. Die Interaktion des Ästhetischen mit dem Ethischen ist mir in meiner Arbeit sehr wichtig. In meinen performativen Projekten geht es mir vor allem um das Anteilnehmen, um die körperliche Konfrontation mit Landschaften und den darin eingeschriebenen schmerzvollen Geschichten, die ich künstlerisch erfahrbar mache; um ein Antworten auf das „Antlitz“ der Landschaft, wie es Levinas bezeichnen würde. Auch die gemalten Landschaften in der Ausstellung sind Antworten, die wieder Fragen eröffnen. Es sind keine nur angenehmen Landschaften, sondern Bilder, die auch zum Engagement aufrufen wollen. Das ist natürlich auch nicht mehr als eine Spur, der man folgen kann. Vielleicht sind es dunkle Bilder, aber welche, aus denen Licht entstehen kann.